17. Mediävistisches Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises

Zürich, 06. November 2010

Zusammenfassungen der Vorträge

Thomas Wittkamp, M. A. (Freiburg i. Br.) *Ex illo die exosum illum hominem super omnes familiares suos miro coluit amore* - Beziehungen zwischen Vasallen und ihren Herren in Notkers Gesta Karoli Magni

Seit Susan Reynolds' Buch „Fiefs and Vassals“ eine neue Debatte um den Feudalismus und das Lehnswesen des Mittelalters auslöste, ist es notwendig, insbesondere das Lehnswesen des Frühen Mittelalters neu zu betrachten. Dabei müssen den von der rechtshistorischen und verfassungsgeschichtlichen Forschung präferierten Rechtsquellen erzählende und literarische Quellen gegenübergestellt werden, um das Bild der Forschung von den Benefizien (Lehen) und den Vasallen im Frühen Mittelalter zu korrigieren. Benefizien und Vasallität dürfen nicht länger nur als Bestandteile eines Rechtsverhältnisses aufgefasst werden, sondern sind als Teilaspekte komplexer Beziehungen zwischen Vasallen und ihren Herren zu verstehen, die von den Beteiligten durchaus in politischer Weise gestaltet wurden. Für die von der rechtshistorischen Forschung als Entstehungszeit des Lehnswesens bestimmte Ära der Karolinger bietet sich eine neue Untersuchung der *Gesta Karoli Magni* des St. Galler Mönches Notker Balbulus an. Denn Notker reflektiert in seinen Gesta teils bewusst, teils unbewusst die sozialen und politischen Verhältnisse seiner Zeit und thematisiert immer wieder auch die Beziehungen zwischen Männern (*homines*, *vassalli*) und ihren königlichen, bischöflichen oder aristokratischen Herren. Die mangelnde Eindeutigkeit der von Notker zur Beschreibung dieser Beziehungen und Personen verwendeten Quellentermini sollte dabei keineswegs als Hindernis für eine wissenschaftliche Interpretation gewertet werden. Sie ist vielmehr eine Chance für ein besseres und vor allem differenzierteres Verständnis der zeitgenössischen Vorstellungen und Konzepte Notkers, die sich in solchen Begriffen und deren Verwendung durch den Autor widerspiegeln. Das zeigt sich anhand dreier exemplarisch ausgewählter Fallbeispiele. Im ersten Fall (GK I, 18) vergleicht Notker einen *hostiarius* (kirchlich-klösterlicher Türsteher bzw. Pförtner) mit den Aedilen der antiken Römer und bezeichnet denselben kurz darauf als *vassallus* seines Bischofs. Aus diesen Definitionsversuchen ergibt sich die Frage, wer und was die Vasallen für Notker waren. Anhand eines Vergleichs der lediglich sieben Stellen in Notkers Gesta, die den Terminus *vassallus* aufweisen, lässt sich die durchaus kontroverse These aufstellen, dass Notker *vassallus* häufig negativ konotiert. Sicher erscheint jedoch, dass Notker den Terminus *vassallus* im Unterschied zu *homo* ausschließlich für in Abhängigkeit eines Herrn stehende Männer gebraucht. Im zweiten Fallbeispiel reflektiert der Mönch die Politik Karls des Großen bei der Besetzung und Ausstattung von Grafschaften und Bischofsämtern (GK I, 13). Diese Stelle in Notkers Gesta bereitet der Forschung große Schwierigkeiten hinsichtlich ihrer Übersetzung und Interpretation. Es geht Notker dabei offenbar weniger um ein festes System rechtlicher Verhältnisse als um das aktive politische Gestalten “feudaler" Beziehungen von Seiten des Herrn. Am Idealbeispiel Karls des Großen präsentiert Notker dem Adressaten seiner Gesta - niemand Geringerem als dem gleichnamigen Urenkel Karls des Großen, Karl dem Dicken - einen geschickten Umgang mit den potentiell gefährlichen Ansprüchen und Machtakkumulationen der Großen des Reiches. Der dritte Fall (GK I, 20) schildert hingegen, wie ein Vasall die Beziehung zu seinem bischöflichen Herrn manipuliert, indem er unter Anrufung des Namens des Bischofs ein Wunder vortäuscht, wodurch sich dieser Vasall die zuvor ausgeliebene Wertschätzung seines Herren erschleicht. Hier ist vor allem die Veränderung der Qualität der Beziehung hervorzuheben, die sich in der im Titel des Vortrags wiedergegebenen Textpassage wiederspiegelt. Die seltsame Liebe (*miro*

amore), die der Bischof seinem Vasallen seit jenem Tag entgegenbringt und die diesen Vasallen sogar über alle Vertrauten (*familiares*) des Bischofs erhebt, macht deutlich, dass die Vasallität nicht einfach einen festgelegten rechtlichen Status darstellte. Stattdessen zeigt sich, dass der tatsächliche Status eines *vassallus* an die unterschiedliche Qualität der Beziehung zu seinem Herren gekoppelt war, womit auch die Wahrscheinlichkeit und der Umfang einer Gegenleistung in Form von *beneficia* (Lehen, Wohltaten) oder anderen Begünstigungen korrelierte. Zusammenfassend lässt sich in Notkers Gesta eine zwar alles andere als eindeutige, aber dennoch durchaus konsistente Verwendung der Begriffe feststellen. Die drei Fallbeispiele bestätigen außerdem eindrucksvoll die neuere Forschung, die den rechtlichen Charakter "feudaler" Beziehungen zwischen Vasallen und ihren Herren stark relativiert hat – und das aus der Perspektive eines Zeitgenossen der späten Karolingerzeit.

Dr. Harald Derschka (Konstanz) Die Lehre von den vier Säften des menschlichen Körpers als Persönlichkeitstheorie des 12. Jahrhunderts

Die bekannte Lehre von den vier Charaktertypen (Sanguiniker, Choleriker, Melancholiker und Phlegmatiker) entstand um oder nach 1100 im Kontext der sogenannten „Renaissance des 12. Jahrhunderts“ als ein Produkt der intensiven Aneignung und Weiterentwicklung antiker Wissensbestände. Sämtliche theoretischen Grundlagen dieses Viererschemas sind der klassischen griechischen Ideenwelt entlehnt, insbesondere dem hippokratischen und galenischen Medizinschrifttum: Vier konstitutive Säfte (Blut, gelbe oder rote Galle, schwarze Galle, Schleim) machen die Natur des menschlichen Körpers aus; und jeder Saft hat spezifische Auswirkungen auf das Verhalten eines Menschen, wenn er über das ihm zukommende Maß hinaus zunimmt oder verdirbt. Die von den Säften hervorgerufenen Verhaltenseigentümlichkeiten gelten als unerwünschte Symptome behandlungsbedürftiger Krankheiten. Die hochmittelalterliche Innovation besteht darin, diesen Ansatz in eine konsistente Persönlichkeitstheorie überführt zu haben. Für die Salernitaner Ärzte gilt es als selbstverständlich, daß jeder Mensch unter der Vorherrschaft eines Saftes steht, der seine Physis und sein Verhalten formt, ohne daß dies ein medizinisches Problem darstellte; der Naturphilosoph Wilhelm von Conches führt hierfür die substantivischen Typenbezeichnungen *sanguineus*, *cholericus*, *melancholicus* und *phlegmaticus* ein. Damit ist anerkannt, daß verschiedene Menschen in derselben Situation unterschiedlich handeln, weil sie verschiedenen Persönlichkeitstypen angehören – ohne daß dies eine Frage von krank oder gesund, gut oder böse, von Geschlecht, Lebensalter oder sozialer Rolle wäre. Mithin ist hier erstmals eine klare Vorstellung von dem erkennbar, was wir heute als Persönlichkeit (Temperament, Charakter) bezeichnen. Über den medizinisch-naturwissenschaftlichen Diskurs hinaus fand die Vierertypologie im monastischen Denken eine bemerkenswerte Resonanz. Der picardische Augustinerchorherr Hugo von Fouilloy deutet das medizinische Viererschema mit den Mitteln der Schriftexegese: Auf der literalen Ebene liegen physische Sachverhalte mit psychischen Auswirkungen vor, die auf der moralischen Ebene einen Beitrag zu den spezifischen Tugenden oder Untugenden eines Menschen leisten; die biblische Heilsgeschichte hält Beispiele für das Wirken der Säfte im mystisch-allegorischen Sinn bereit. In der Verschiedenheit der Persönlichkeitstypen liegt keine Bedrohung der monastischen Uniformität, sondern die Aufgabe, ein jeder möge die ihm gemäßen Tugenden zum Nutzen des Ganzen kultivieren. Die ausführlichste und ideenreichste Ausgestaltung des Viererschemas entwickelt die Benediktineräbtissin Hildegard von Bingen in einer bezeichnenden Synthese von Klostermedizin und monastischer Theologie. Die Bestimmung von vier distinkten Persönlichkeitstypen erfolgt nicht rein willkürlich, sondern besitzt Elemente, die einer empirischen Überprüfung standhalten, insofern sie sich mit den begrifflichen Mitteln der modernen faktorenanalytischen Persönlichkeitspsychologie reformulieren lassen. Als wichtige Persönlichkeitsfaktoren gelten u. a. der Neurotizismus (bzw. sein Gegenteil, die emotionale Stabilität) und die Extraversion (bzw. ihr Gegenteil, die Introversion). Diese beiden Persönlichkeitsfaktoren werden vom humoralcharakterologischen Viererschema abgebildet: Einer

neurotizistischen (oder emotional labilen) Disposition entsprechen die Merkmale des cholerischen und melancholischen Typs, emotional stabil sind der Sanguiniker und der Phlegmatiker. Extravertiert sind die Sanguiniker und Choleriker, introvertiert die Melancholiker und Phlegmatiker. Das Viererschema ist unvollständig, weil es weitere wichtige Persönlichkeitsfaktoren (wie Intelligenz, Offenheit oder Gewissenhaftigkeit) nicht befriedigend integrieren kann; es ist zu eng, weil es vier Typen festlegt, ohne die Übergänge (die der Normalfall sind) zu erfassen. Gleichwohl enthält es zutreffende Beobachtungen, die auf solide Menschenkenntnis schließen lassen. Dies ist ein Beleg für die neue Qualität des Nachdenkens über die menschliche Persönlichkeit im 12. Jahrhundert; ferner erlaubt dieser Umstand Rückschlüsse auf die psychische Grundausstattung des hochmittelalterlichen Menschen, die von derjenigen späterer Epochen augenscheinlich nicht grundlegend abwich.

Daniel Dossenbach (Bern) *Also daz ein mensch zeichen gewun.* Wissenstransfer in der deutschen Pestliteratur des 14. und 15. Jahrhunderts

Ausgehend von dem im Ttel genannten Pesttraktat des Ulmer Stadtarztes Jakob Engelin, sollte der Vortrag einen Einblick in die laufende Dissertation “Wie Wissen wandert. Wissenstransfer in der Medizin des 14. und 15. Jahrhunderts” geben. Ziel des Projektes ist zu zeigen, wie medizinische Innovationen sich im römisch-deutschen Reich verbreiteten; in einer Zeit, in der Epidemien wie die Pest, die Syphilis und der Entlische Schweiss die Bevölkerung heimsuchten. Erstmals wird es möglich sein, Wissenstransfer messbar und rezeptionale Zusammenhänge zwischen Texten quantifizierbar zu machen. Um dies zu erreichen, kommen u.a. auch mathematische Modelle aus der Biologie zur Anwendung. Das Hauptanliegen der Arbeit wird es sein, anhand der Ergebnisse die für Wissenstransfer konstitutiven Faktoren zu bestimmen und zu einander in Relation zu setzen. In einem ersten Schritt galt es, den Erkenntniswert und die Grenzen der mathematischen Modelle, namentlich aus der Evolutionsbiologie, der Phylogenetisch und der Epidemiologie, aufzuzeigen. Angewandt auf die deutsche Pestliteratur ergaben diese eine hohe Reproduktionsrate für den chirurgischen Ansatz aus der Universität Prag, der sich jedoch nur „endemisch“ innerhalb des deutschen Sprachraums verbreitete. Dagegen verbreitete sich zwar der konkurrierende Ansatz aus der Universität Paris, der Pest mit aromatischen Räucherungen prophylaktisch entgegenzuwirken, weit über die Sprachgrenzen hinaus, jedoch mit wesentlich geringerer Reproduktionsrate. Im nächsten Schritt galt es die bestimmenden Prozesse hinter diesen unterschiedlich verlaufenen Wissenstransfers zu erörtern. Dabei zeigte sich, dass die persönliche Weitergabe des Wissens über Netzwerke der Verfasser der wichtigste Faktor für die unterschiedliche Verbreitung der beiden Ansätze war. Weitere Prosopographische Nachforschungen ergaben, dass der Bildungsgrad und die Lateinkenntnisse der Verfasser im 15. Jahrhundert stetig abnahm; Viele Ärzte besaßen nicht einmal mehr einen medizinischen Abschluss. Dies begünstigte die Verbreitung des deutschsprachigen Ansatzes aus Prag gegenüber dem lateinischen aus Paris im Reich. Darüber hinaus waren gut bezahlte Stadtärzte als Pestautoren weitaus produktiver als Mediziner an den Universitäten. Aufgrund der Berechnungen ließen sich die Faktoren in einem dritten Schritt gewichten: Wie zu erwarten zeigten sich die Netzwerke der Gelehrten als wesentlichster Faktor für die Verbreitung von medizinischem Wissen. Der universitäre Bildungsgrad der Pestautoren erwies sich jedoch weitaus weniger wichtig in Bezug auf den dargestellten Wissenstransfer, als die Sprachkenntnisse und die institutionellen Rahmenbedingen der Textproduktion.